

Matthias Klar

VATER

Ja, da sitzt er nun:

Die leicht gespreizten Füße stecken wie immer in festen Schuhen, die Knie, im Urlaubskord weit geöffnet, stützen die nackten Unterarme, der mächtige Bauch versteckt sich größtenteils unter dem nach vorn gekippten Kopf, der bei jedem Schienenschlag leicht wippt – Kutschersith – er schläft.

Die Nachtbeleuchtung brennt unentwegt, während sich der Zug durch Spanien frisst. Ich sitze ihm gegenüber und betrachte seine Stirn. Noch nie ist mir eine Stirn so aufgefallen, und ich erschrecke fast, welche Außmaße meines Vaters Stirn hat. Schweißnass glänzt sie zwischen weißlich und rosa, von der Nasenwurzel bis in die ausgeprägten Geheimratsecken, und ich erinnere mich für eine Sekunde an meine Kindheit, wie ich auf Wanderungen, mit einem großen Tachentuch ausgerüstet, auf seinen Schultern reiten durfte, ihm dafür aber von Zeit zu Zeit die verschwitzte Stirn abwischen musste.

Aber das ist nicht mehr genau die gleiche Stirn: sie ist noch zarter geworden, breiter und faltiger. Vom Schlaf entspannt liegen ihre Gräben und Furchen willenlos da, und der Ernst einer geschlagenen Schlacht breitet sich über mich, den Beobachter. Wieviele Kämpfe, wieviele Ängste in dieser Stirn verewigt sind! Mir fällt ein, wie er als Kind im Heizungskeller der Schule stand, weil er nicht turnen konnte; wie er am Schraubstock um die Hundertstel Millimeter rang; wie er beim „Barras“ vom Dreimeterbrett hechten musste; die Ängste im Krieg und danach, als sein Überleben und das seiner Familie auf dem Spiel stand; die Prüfungen, die er durchlitten, den Schulrat, die Sorge um das Wohl der Schüler, die Beziehungsängste mit Kollegen, Nachbarn, Freunden und nicht zuletzt die ewigen moralischen Konflikte, die Glaubenszweifel, die Schuldängste... Ich denke an die Aufregungen, die Anstrengungen der letzten Monate, als mitten in Portugal Mutter plötzlich so krank wurde, wie er Tage und Nächte bangend und ermutigend an ihrem Bett gesessen war, wie er, ohne die Sprache zu kennen, jenen abenteuerlichen Rückflug organisierte, Mutters Operation, der Transport nach Heidelberg, die wochenlange Ungewissheit bis zu dem Entschluss, nochmals nach Portugal zu fahren und das Auto für Mutter zu holen, und nun, nun sitzt er da, irgendwo in Spanien in diesem hoffnungslos überfüllten Nachtzug – er, der Vater, mit mir, seinem Sohn!

Wie oft vor unserer lange verzögerten Abreise habe ich mir ausgemalt, wie es werden könnte, so eine lange Fahrt mit meinem Vater allein, habe mir Strategien zurechtgelegt für die erwarteten Konflikte, habe nach Fluchtmöglichkeiten Ausschau gehalten für den Fall, dass ich ihn nicht mehr ertragen kann?!

Ich hatte keine zehn Sekunden überlegt, als er mich fragte, ob ich mit ihm das Auto aus Portugal holen wollte, damals in dem Gang der Station, wo Mutter lag, wo er von ihr kam, ich auf dem Weg zu ihr war. Aber meine „Entscheidung“ war eher ein Funktionieren in einer Situation, die durch die ungeheure Anspannung – Leben oder Tod – absolute Autorität erlangt hatte; ein Spiel, dem der am meisten Leidendste die Regeln gibt, dem sich zu unterwerfen das Schicksal zwingt.

Erst wieder zurück in vertrauter Atmosphäre kam mir so recht, auf was ich mich da eingelassen hatte: mein Vater, mit dem auszukommen oft schon nach ein paar Stunden furchtbar anstrengend ist, der mir so oft so fremd war mit seinen ewig gleich konservativen Ansichten, dieser hundertfünfzigprozentige gute Staatsbürger, der lieber sich selbst anzeigen würde als einmal gegen die Loyalität zu verstoßen, der seit meiner Kindheit nicht aufhörte, mir christliche wie staatliche Moralpredigten zu halten, dieses unselbständige Mamakind, das sich mit ständig neuen, „einmaligen“ Abmagerungsprogrammen durch das Leben betrügt, dieser geschwätzige Elefant im Porzellanladen, mit dem oft die kleinste Menge Alkohol schon so durchgeht, dass er mit Leutstärke, Spannungsfeldern und Sentimentalitäten alle Anwesenden bis zur Kapitulation unterdrückt, dessen Überängstlichkeit im Verkehr jeden Autofahrer völlig verrückt macht, mit ihm, mit im soll ich über eine Woche lang allein durch die Weinländer des Südens reisen!

In der Zeit bis zu unserer Abreise stellte sich dann bei mir allmählich ein Gefühl ein zwischen „direkt umbringen wird`s mich schon nicht – bin ja einiges gewöhnt“ und „vielleicht ist`s auch ganz interessant, Vater mal kennenzulernen“.

„Sich möglichst wenig auf die Gefühlsebene einlassen, heikle Diskussionen lieber abbrechen und öfters mal alleine absetzen“ war jedenfalls mein Vorsatz.

Vorgestern im Bahnhof von Genf, als Vater wiederum leicht angeheitert ein paar Interrailern alte Geschichten und sich selbst zum Besten gab, habe ich mich noch abgegrenzt, habe mit ihnen, diesen öde herumrasenden Flippies, über ihn, meinen „Unicum“-Vater gelacht, habe mich zwar noch im Stolz über seine Zirkusnummern gewiegt, doch zugleich lächelnd von ihm abgehoben – davongelächelt.

Erst gestern, wie er die Frau, die sich gegenüber frierend niedergelegt hatte, mit seinem riesigen Pulllover zugedeckt hat, ohne Worte, ohne falsche Scham, und väterlich liebevoll besorgt, dass es ihr nirgends reinzieht, verging mir das milde Lächeln und mich überkam jenes Gefühl der Achtung ihm gegenüber, das ich seit meinen späten Kindertagen vergessen hatte.

Ja, und nun sitzt er da und schläft, die mächtige Stirn über dem eingeknickten Körper leicht wippend.

Im Fenster zum Gang taucht eine lackierte Dame auf und wirft einen abschätzig-grinsenden Blick auf den „alten Penner da mit den nackten Unterarmen und der verschwitzten Stirn über dem fetten Bauch“, worauf sie mir zulächelt, mit den Augen kurz auf „den da“ deutend.

Ich könnte sie auf der Stelle erdrosseln, schaue mit eiserstarrtem Blick zurück, bis sie weitergeht. Ich betrachte nochmal kurz die Stirn und den Vater und muss lachen, weil ich weiß, dass diese Reise schon gewonnen ist.